



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Von neuen Büchern

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Von neuen Büchern

Walthey Heymann: Nehrungsbilder (Königsberg, Deutschherren-Verlag). — Gertha König: Sonnenuhr (München, C. S. Beck). — Ulrich Steindorf: Gedichte (Berlin, Harmonie). — Anna Klie: Gedichte (Braunschweig, Benno Goeritz). — Rudolf Lindau: Nachlese (Berlin, E. Fleischel u. Co.). — Adolf Köster, Die zehn Schornsteine (München, Alb. Langen). — Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin (München, Alb. Langen). — Sophie Hochstetter: Frieda Frein v. Bülow (Dresden, C. Reißner). — Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand v. Saar. Briefwechsel, herausg. von Anton Bettelheim (Wien, Christoph Neffers Söhne). — Isolda Kurz: Hermann Kurz. Und: Florentinische Erinnerungen (Beide: München, Georg Müller). — Karl Scheffler: Berlin. Ein Stadtschicksal (Berlin, Erich Reiß).

Was ich hier von der allgemeinen Beurteilung des deutschen Romans der Gegenwart sagte, gilt auch von der Lyrik: Auch ihr wird alle Tage das Horoskop gestellt mit dem rasch gefundenen Ergebnis, daß sie nichts Neues mehr bringe, unheilbar, mit Fontane zu sprechen, „an der Dublettenkrankheit leide“. Und auch das ist ungerecht und kurzfristig geurteilt. Sie hat genau denselben Entwicklungsgang genommen wie der Roman, nur noch größere Höhen erklogen, uns an größere Maßstäbe gewöhnt, und deshalb sind viele von uns ungerecht geworden. Man vergleiche doch einmal unbefangen, was an neuer Lyrik in den sechziger und siebziger Jahren und was dann in den drei Jahrzehnten seit 1880 geboren wurde. In diesen letzten Jahrzehnten erst kamen die großen lyrischen Meister der vierziger und fünfziger Jahre, Storm, Fontane, Keller, Hebbel, kamen Mörike, Annette von Droste und Strachwitz zu später, voller Wirkung, und nun traten, Biliencron an der Spitze, die Jüngeren auf, von Falke und Dehmel bis zu Rilke und Agnes Miegel, eine große Zahl selbständiger, starker Begabungen, vor allem eigener Individualitäten. Und selbst, wo der Strom im Laufe der Zeit einmal mehr flach und breit als tief und voll ward, blieb die Versuchung erfreulich, und neben vielem Gesuchten und Gezierten, neben der Artistenlyrik einer überfeinerten Nervenkultur grüßten uns immer wieder frische und vollgültige Töne. So habe ich hier die beiden Verbände des Ostpreußen A. K. L. Tielo rühmen dürfen, und so hebe ich heute die Lyrik eines andern, jüngern Ostpreußen, Walthey Heymann, aus der Menge. In seinem ersten Buch „Der Springbrunnen“ (vor zwei Jahren bei R. Piper u. Co. in München erschienen) gab er eine Reihe knapp zusammengefaßter und gut betonter Balladen, wie „Die goldene Kugel“, sehr eigenartige Bilder, sicher gesehene Vorgänge der Natur, die sich oft zu einer nicht immer so sichern, aber leidenschaftlich suchenden Symbolik steigerten. In seinem neuen Buch „Nehrungsbilder“ (Königsberg, Deutschherren-Verlag) ist nun freilich des Gesuchten, gelegentlich auch des Gezierten noch mehr. Gefährlicherweise glaubt Heymann mit einer gewissen Angstlichkeit, den landläufigen Ausdruck auch da vermeiden zu müssen, wo er nichts als der natürliche und gegebene des Dichters wäre. Dafür entschädigt er nun aber durch eine reisende Darstellung der Natur in ihren größten Eindrücken. Die Aufschrift des Bandes weist auf die Nehrung hin, die unvergleichlich eigenartige Landschaft des schmalen Streifens zwischen Kurischem Haff und Ostsee — die letzte Dichtung des Bandes, „Hochdüne“, gilt

ihr ausschließlich. In ihrem Aufbau erinnert diese Dichtung an das Maß musikalischer Sinfoni, jeder der vier Sätze bringt einen neuen Grundakkord empor. Dem verlassenen Wandrer über Sattel und Täler der fern einsamen, riesigen Sanddüne offenbart sich in Glut und Hitze, in Blick auf die weiße Unendlichkeit, in Sonne und Mondschein, in Wind und Wellen jede Schönheit und die ganze Fruchtbarkeit dieser großen Natur. „Ich bin nur Sand“ — so schließt wohl der erste Satz, aber ohne gewollte Spielerei läßt Heymann aus dem Sande Schicksal und Kraft der Vergangenheit, lastenden Frieden und heimtückischen Kampf des unter den Füßen rinnenden Elements sicher emporwachsen, indem er sich ganz der Größe anheimgibt und sie doch immer wieder künstlerisch zu meistern trachtet. Je öfter man diese Verse liest, um so stärker werden sie, um so fester ziehen sie uns in das volle Leben ihrer seltsamen Geschiebe und Geschehnisse hinein. Die ganze Dichtung steht hoch über dem, was sonst der Band enthält. Sie zeigt weiter und läßt noch vieles für die Entwicklung dieses jugendlichen Talents hoffen.

Noch nicht auf dieser hohen Stufe halten zwei andere jüngere Begabungen, Hertha Koenig und Ulrich Steindorff. Auch sie gehen, wie die Jugend so oft, nach dem völlig Neuen aus und suchen sich immer wieder zu fremden Bildern emporzuheben. Ihr Rhythmus aber prägt sich noch nicht recht ein, weder da, wo sie zu einer manchmal abgerissenen Knappheit, noch da, wo sie zu leidenschaftlicherer Hingegessenheit neigen. Immerhin fällt in Hertha Koenigs Sammlung „Sonnenuhr“ (München, C. S. Beck) ein Gedicht wie „Der Fluß“ auf, das in drei knappen Strophen von wirklich fließendem Klange den einst ungeduldig talwärts Eilenden, jetzt fast schon Verschmachtenden den dürftigen Tribut in des weiten Meeres Verschwendung hineingeben läßt. Und wenn in den „Gedichten“ von Ulrich Steindorff (Berlin, Harmonie) ein ganz rein gemessener Ton noch kaum zu spüren ist, so scheint doch auch in ihrer Gärung mehr als ein bloßes Taften vorhanden zu sein.

Wie auf ganz andern Bahnen eine schlichte Natur Vollendetes im Kleinen schaffen kann, lehren die „Gedichte“ von Anna Alie (Braunschweig, Benno Goerig). Es ist recht weibliche Lyrik von einem hellen, goldnen Ton, auch da, wo Schweres zu bekennen und zu überwinden ist, zugleich mit einer sangbaren Klarheit, wie denn auch zum Beispiel die feinen, knappen Verse „Weißt du, was mich so glücklich macht —“ in Peter Gast ihren Bertoner gefunden haben. Wenn dann in banger Stunde die Seele von schwanker Brücke in die Vergänglichkeit lauscht, weiß sie doch immer wieder einen echten Klang künstlerischer und menschlicher Bezwingung des Lebens festzuhalten.

Rudolf Lindau, ein bezidierter Nichtlyriker, der seine Ernte längst vor dem jüngst gefeierten achtzigsten Geburtstage unter Dach gebracht hat, sendet ihr noch eine kleine „Nachlese“ nach (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Der Band enthält Eigenes und Fremdes. Unter dem Fremden, drei Erzählungen des Engländers Joseph Conrad, zieht nur eine, „Pioniere der Zivilisation“, stärker an. Wertvoller aber als dies und auch als die feinen und interessanten Reiseschilderungen vom Berge Athos ist die einzige Novelle, die Lindau aus Eigenem beigefeuert hat, „Eine Grabchrift“. Alle Vorzüge der spröden und männlichen Kunst dieses Dichters leben hier ganz in dem oft von ihm gewählten Rahmen eines Reiserlebnisses, das den Vielgewanderten zu alten Erinnerungen zurückführt. Unsensational, wie

immer, wird aus einer halbverwitterten Grabchrift das Erlebnis emporgeholt, ein schlichtes, aber so, wie Lindau es erzählt, doch ergreifendes und menschlich freies Erleben. Daß wir nicht da sind, um zu spielen, sondern um unsre Pflicht zu tun bis zum Ende — daß wir kein Recht haben, die Menschen zu hassen, auch da, wo wir Abstand von ihnen halten — das geht, wie aus Lindaus großen Werken, auch aus dieser feinen, kleinen Novelle als letztes Gefühl wieder mit uns.

Merkwürdig berührt nach der Gehaltenheit dieses viel zu wenig bekannten und innerlich festen Erzählers ein Buch wie „Die zehn Schornsteine“ von Adolf Köster (München, Albert Langen), die erste Probe eines neuen Talents. Es sind zwölf Skizzen, in einem oft bizarren Stil, wie aus dem Leben herausgerissen und dann von irgendeiner Seite nicht ganz ebenmäßig zusammengeballt. Wenn manches ausfällt, so erscheint doch etwa die Geschichte von den zehn Schornsteinen selbst oder „Der kleine Humboldt“ so eigenartig gesehen, daß man aufhorcht und mehr von Köster zu hören wünscht. Die zehn Schornsteine, die doch den meisten nichts sein werden als eben zehn Essen, werden hier ohne Künstelei, ganz wie von selbst, individualisiert, sie erhalten ihre Namen, die zuerst grotesk wirken, dann aber allmählich ihr eignes Leben gewinnen und ganz wie Individuen mitspielen. Köster gehört zu den Schriftstellern, die sich aufsteigender Wärme gelegentlich schämen und sie hinter Fronie zu bergen streben — wir fühlen sie aber doch durch, und da wird er uns am liebsten, so daß wir auch aus diesem unruhigen Buch nicht ohne das Bewußtsein hinausgehen, es mit einem feinen Kopf und einer zwar noch nicht immer gestaltenden, aber fein beobachtenden Kraft zu tun zu haben.

In einem andern und sehr viel umfangreichern Werk, den „Memoiren einer Sozialistin, Vehrjahre“ von Lily Braun (München, Albert Langen), das sich im Untertitel Roman nennt, fehlt allerdings nicht nur die Gestaltung der gewählten Form, sondern auch die wirkliche, sachliche Beobachtung. Das Werk leidet zunächst unter dem Zwiespalt seiner Anlage. Wenn Lily Braun, was sie nicht verschweigt, uns ihre eigne Entwicklung darstellen wollte, so hatte sie dazu zwei Wege: entweder konnte sie wirklich ihre eignen Erinnerungen schreiben oder einen wirklichen Roman. Sie hat beides verschmäht und ein Zwitterding geschaffen, das weder ganz das eine noch ganz das andre und darum nichts ganz geworden ist. Das drückt sich schon äußerlich in unwillkommener Weise darin aus, daß ein Teil der Menschen uns als historische Persönlichkeiten entgegentritt, so Moritz von Egidy, Wilhelm von Polenz, auch der Kaiser und Mitglieder seines und des Mecklenburgischen Hauses. Andre aber erscheinen unter fremden Namen, die freilich oft durchsichtig genug gewählt sind, also recht nach den Regeln des Schlüsselromans. Konnte Lily Braun diese Andern aus Rücksicht auf sie selbst oder Überlebende nicht wirklich einführen, so hätte sie ihr ganzes Buch nicht, zum mindesten nicht so schreiben dürfen. Es wäre trotzdem noch anziehend, wenn es nicht einmal unvernünftig breit, dann aber psychologisch nicht stichhaltig sein würde. Überflüssig ist auch die ermüdende Ausspinnung vieler Erlebnisse, die mit dem Werdegang einer Sozialistin nichts zu tun haben — und den gerade sollten wir doch kennen lernen. Das Buch bleibt immer wieder im persönlich Familienhaften stecken, das zum Typischen zu gestalten, wie Lily Braun es so gern will, fast nirgends gelingt.

(Schluß folgt.)